

Unberührt

AGNES GERSTENBERG

UNBERÜHRT

ROMAN



ALPHA VERLAG

1. Auflage 2023

© APHAIA Verlag 2023

Design und Satz:
BY STUDIO

Druck und Bindung:
Primerate Budapest

ISBN: 978-3-946574-33-0

für Philipp

*Bin ich das oder sind wir das?
Sind wir das oder sind das alle anderen?
Ist er das oder kann er nichts dafür?
Wer sind wir eigentlich und wenn ja –
was hab' ich damit zu tun?
Ich bin ich. Aber in welcher Anzahl genau?
Und Robert?*

1. TEIL

Auf der Party sehe ich ihn wieder.

Er steht zwischen all den tanzenden Leuten, neben zwei Mädchen, denen er ganz offensichtlich nicht richtig zuhört. Er schaut immer wieder in die Menge, als sei er auf der Suche nach irgendwas oder irgendwem. Ich bin es nicht. Mich hat er noch nicht erkannt, überhaupt noch nicht gesehen. Ich folge seinem Blick, als mich jemand von hinten anrempelt. Ich falle zwei Stolperschritte nach vorn. Und da steh ich dann, direkt vor ihm.

„Hi“, sag ich, weil ich sonst nur doof rumstehen würde. Er sieht mich an. Die Mädchen neben ihm auch.

„Erkennst du mich nicht?“

Seine Augen suchen in meinem Gesicht nach der Antwort. Die Mädchen glauben, dass ich nur so tue, als würden wir uns bereits kennen, nur um keinen noch dümmeren Anmachspruch vorbringen zu müssen. Ich beachte sie nicht. Ich kenne ihn. Und wenn er mich noch eine Weile anstarrt, denke ich, fällt ihm sicher auch wieder ein, wo wir uns zum ersten Mal begegnet sind. Damals im Waschsalon.

„Kannst du mir 'ne Münze klein machen?“

Ich meine, den Schein in Münzen wechseln?“

Ich stehe in 'nem muffigen Waschsalon, in dem sich das Innere einiger Maschinen in unterschiedlichen Geschwindigkeiten im Kreis dreht. Eine halbe Ewigkeit hab' ich versucht, Geld auf dem U-Bahnhof zu wechseln, weil der Fahrkartenautomat meinen 20-Euro-Schein nicht nehmen wollte. Und dabei wurde meine Laune immer schlechter. Am Morgen hatte ich den Wecker ignoriert, war viel zu spät aufgestanden, hab' die erste Vorlesung so gut wie verpennt und – wie sollte es anders sein – mein Semesterticket auf der Kommode im Flur liegen lassen. Nun wollte ich mir ausnahmsweise mal eine Fahrkarte kaufen, weil ich das letzte Mal ohne Ticket erwischt worden war, und dann streikt natürlich die Technik. Jetzt ist die Vorlesung sowieso gleich rum, denk ich, kann ich auch nochmal in irgendein Geschäft rein, um den verdammten Schein zu wechseln.

Und dann stehe ich im Waschsalon – warum ausgerechnet im Waschsalon? – und der Typ, der hinter dem Tresen rumhängt, sieht mich nicht an.

„Hallo?“

Ich kann nicht erkennen, was er macht. Es läuft keine laute Musik, die mich übertönen könnte, und er hat keine Kundenschaft. Es gibt überhaupt keinen Grund, mich zu ignorieren.

„Mit Milch oder Zucker?“, fragt er.

Ich versteh' nicht gleich. Dann schüttle ich den Kopf. „Ich will keinen Kaffee. Ich will Geld wechseln.“

Er dreht sich nicht um, sieht mich nicht an. „Ja, kauf 'nen Kaffee für 'nen Euro, kriegste Wechselgeld.“

Erst will ich was erwidern, aber dann denk' ich, dass das jetzt auch egal ist. Geb' ich eben Geld aus für 'nen Kaffee, den ich gar nicht will. Ich lege den 20-Euro-Schein auf den Tresen. Er greift danach, ohne aufzusehen.

„Kannst du mich mal ansehen, bitte?“

Er nimmt den Schein, dreht sich weg. „Mit Milch oder Zucker?“, fragt er nochmal.

„Beides bitte“, knurre ich und unterdrücke den Drang, laut zu werden. Es gibt nichts Schlimmeres für mich, als ignoriert zu werden. Als wäre ich unsichtbar. Dabei stehe ich doch genau hier!

Ich will mich aufregen, stattdessen fällt mein Blick auf seine Hände, wie er damit den Kaffee macht. Er hat schöne Hände. Zart und fein, so als würde er sie jeden Abend eincremen. Und sein Hinterkopf ist voller brauner Locken, die in alle Richtungen abstehen. Er hat eine Jeans an, die nur locker auf der Hüfte sitzt, und ein blaues T-Shirt, auf dessen Rückseite „Fight For Your Rights“ steht. Ich muss schmunzeln.

Als er mir den Kaffee hinstellt, sag' ich: „Du bist ja nicht gerade ein Gentleman.“ Er sieht mich nicht an.

„Hab' dir gerade einen Kaffee gemacht.“

„Aber ich wollte gar keinen.“

Ich will seinen Blick einfangen, starre ihn an, fixiere seine Augen und als er mir das Wechselgeld auf den Tresen legt, möchte ich meine Hand auf seine legen. Sie festhalten, damit sie nicht wieder weggann. Er nuschelt irgendwas davon, dass er noch andere Kunden habe. Ich seh' keine. Ich bin ganz offensichtlich die einzige. Seine Hand, denke ich, seine Hand berühren, festhalten, mit meiner umschließen. Doch da ist sie schon wieder verschwunden und ich nehme einfach nur das Wechselgeld.

Am anderen Ende des Raumes laufen mehrere Waschmaschinen, denen wendet er sich jetzt zu. Er lehnt sich über den Tresen, zeigt mir seinen Rücken. „Fight For Your Rights“.

Toll, denke ich, diese Maschinen sind also interessanter als ich. Und als habe er meine Gedanken gehört, fängt er auf einmal an, zu reden: „Ich sehe in die Maschinen“, sagt er, „in deren Bull-Augen. In ihrem Innern dreht es sich. In deinen Augen dreht sich sicher nichts. Da brauch' ich nicht mal hinsehen, das

weiß ich auch so. Aber in den Trommeln der Maschinen, da dreht sich was, da bewegt sich was. Da wird was hin- und hergeworfen. Wenn es in meinem Leben so abgehen würde wie in den Augen, in den Mägen der Maschinen.“

Ich schlucke. Damit hab' ich nicht gerechnet. Ich möchte etwas erwidern. Doch mir fällt nichts Passendes ein. Der Kaffee in meinen Händen verbreitet einen angenehmen Duft, überdeckt für einen Moment den Geruch von Waschpulver und muffiger Wäsche, die zu lange in ihrer eigenen Feuchtigkeit gefangen war. Ich lese „Fight For Your Rights“ und fühle mich angesprochen.

„Darf ich dich anfassen?“

Ich hatte schon immer das Bedürfnis,

Menschen einfach so zu berühren. Auch wenn sie mir fremd waren und ich sie noch nie zuvor gesehen hatte. Vielleicht sogar, weil sie Fremde für mich waren, wollte ich sie anfassen, um ihnen näherzukommen, um sie als Mensch besser begreifen zu können.

Schon als Kind, wenn ich mit meiner Mutter an der Haltestelle auf die Straßenbahn wartete und dabei beobachtete, wie fremde Muttis oder Vatis stürmisch von ihren Kindern begrüßt wurden, ahmte ich diese einfach nach. Ich rannte auf sie zu und rief: „Mami, ich hab' dich ja so lieb“, während meine eigene Mutter vor Scham im Erdboden versank. „Josy, hör auf die Frau zu umarmen. Die kennen wir nicht.“ Ich ließ mich nicht von meiner Mission abbringen und krallte mich so manches Mal in die Hosenbeine fremder Eltern. Meine Mutter packte mich an der Schulter und versuchte – mit einer entschuldigenden Geste zu der Person, an der ich hing – mich von dieser zu lösen. „Vielleicht will die Frau überhaupt nicht, dass du sie anfässt.“

„Warum nicht?“

Ich verstand das damals nicht. Wie etwas so Wundervolles wie eine Berührung nicht gewollt sein kann.

Später, als ich etwas älter war,

mit fünf oder sechs Jahren aber immer noch sehr jung, und ich mit meiner Mutter in die Straßenbahn stieg, wählte ich meinen Sitzplatz immer zum Gang, damit ich die Leute und ihr Verhalten besser beobachten konnte.

Packte sich ein Punker beispielsweise zwischen die Beine, um seinen Schwanz zu richten, wollte ich wissen, warum. Denn ich kannte die männlichen Geschlechtsteile so gut wie nicht. „Mama, warum hat sich der Mann da gerade zwischen die Beine gefasst?“ Ich stellte meine Frage so laut, dass sich alle nach uns umdrehten und meine Mutter rot wurde. Im Nachhinein kann ich verstehen, dass es Momente gab, in denen sie sich für mich schämte. Damals ließ ich jedoch nicht locker. Auch wenn sie aus dem Fenster sah und schwieg, zupfte ich an ihrer Bluse und wiederholte meine Frage. Je älter ich wurde, desto öfter schien sich meine Mutter in solchen Situationen aus der Affäre zu ziehen. Es blieb nur noch die Hülle ihres Körpers neben mir auf dem Straßenbahnsitz, während ihr Geist sich nach draußen über die Grünanlagen der Stadt verflüchtigte und sich zur Beruhigung auf roten Rosenbeeten niederließ. (Wenn ich meinen Bruder an diesen Bildern, die so und anders des Öfteren in meinem Kopf auftauchen, teilhaben lasse, schüttelt er nur mit dem Kopf: „Schon als Kind warst du ...“, beginnt er seine Sätze und ich nicke dann. „Ich weiß. Doch jetzt bin ich erwachsen.“)

Und während meine Mutter ihren Geist durch die Grünanlagen der Stadt wandern ließ und ich allein in der Straßenbahn blieb, stand ich auf und ging zu dem Punker und fasste dahin,

wo seine Hand eben noch gewesen war, um meiner Neugier Befriedigung zu verschaffen.

„Haben Sie das gesehen?“, brüllte er voller Entsetzen, als sei er angeschossen worden. „Ihre Tochter hat mir eben an die Eier gegrabscht.“ Seine Worte waren an meine Mutter gerichtet, die noch immer gedankenverloren aus dem Fenster schaute. Erst langsam sammelte sich ihr Geist, kehrte zurück in ihren Körper. Sie wandte ihren Kopf der Situation zu und verstand, was geschehen war. Genau wie alle anderen Fahrgäste, die erst mich und dann meine Mutter anstarrten.

Sie versuchte nicht mehr, sich zu entschuldigen. Das hatte sie aufgegeben. Sie zog mich am Kragen zurück auf den Stuhl und nuschelte, dass sie nichts dafür könne. Der Punker beruhigte sich nicht. Er zeigte immer wieder mit dem Finger auf mich, wobei er sich nach den anderen Fahrgästen umsah, als suche er Zeugen für die unerhörte Tat. „Aber das ist Ihr Kind oder nicht?“ Meine Mutter wurde nervös. Sie rutschte auf ihrem Sitz hin und her. Als die Straßenbahn endlich hielt, schob sie mich wieder in den Gang Richtung Tür. „Eben, sie ist doch noch ein Kind“, hörte ich sie sagen, als wir ausstiegen. Und auf der Straße schimpfte meine Mutter, dass dies nicht die Station sei, an der sie raus gewollt hatte.

Wenn Sie mich fragen,

ob ich es habe kommen sehen. Doch, ja, habe ich. Natürlich. Aber ich hatte keine Ahnung, wie ich es aufhalten sollte. Weiß ich bis heute nicht. Und ich habe wirklich alles versucht. Das lass ich mir nicht vorwerfen. Ich war nicht nachlässig, hab' mir immer wieder überlegt, wie ich sie fordern, nein fördern könnte. Wenn sie überall in der Wohnung ihre kleinen Häufchen verbreitet zum Beispiel, Häufchen aus benutzten Taschentüchern, Sie wissen schon, Häufchen aus Wäschestücken, die sie einfach irgendwo fallen lässt, mitten im Flur zum Beispiel, dann verlange ich von ihr, dass sie das selber wegräumt. Manchmal platzt mir auch der Kragen: „Räum deinen Scheiß gefälligst selber weg!“, brülle ich dann. Wobei ich zusammenzucke, wenn meine Stimme plötzlich so laut ... Ich bin eigentlich nicht so der aufbrausende Typ, müssen Sie wissen.

Ich will doch nur, dass sie nicht nur vor sich hinlebt, als wäre sie ganz allein auf der Welt. Sie muss doch wahrnehmen, was um sie herum passiert. Sonst kommt man doch nicht weiter! Oder was denken Sie?

Valentin wohnt nicht mehr zu Hause. Ein Segen für ihn, Pech für uns. Seitdem müssen Josy und ich uns miteinander begnügen. Wobei das auch richtig schön wurde irgendwann. Aber Josy hängt sehr an ihrem Bruder. Ach, die zwei. Ein Herz und eine Seele. Waren sie schon immer.

Gewalt?

Nein, ich habe meine Kinder nie geschlagen. Auch die Männer nicht, die bei uns ein- und ausgegangen sind, darauf habe ich immer geachtet. Das war früher anders. Ich bin eine einfache Frau, müssen Sie wissen. Meine Eltern waren einfache Leute. Mein Vater, wenn der spät nachts nach Hause kam, dann war der eigentlich immer betrunken. Und meine Mutter hat gerade mal die sechste Klasse und trotzdem immer gearbeitet, ihr Leben lang ...

Ich will doch nur, dass sie nicht ständig eine Spur hinterlässt, überall, wo sie mal war oder rumstand. Man kann doch auch mal unsichtbar, also fast unbemerkt irgendwo ... nicht immer wie ein Elefant im Porzellanladen. Das bringt sie nämlich in Teufelsküche. Sehen Sie ja jetzt. Wobei ich nicht unbedingt die Häufchen in der Wohnung mit der Sache jetzt, das nicht. Das kann man nun wirklich nicht vergleichen.

Ich konnte sie ja ihr ganzes Leben lang beobachten. Und ich habe bis heute nicht verstanden, wieso sie das nicht begreift. Dass das so nicht weitergehen darf! Also, ich war da wirklich manchmal mit meinem Latein am Ende. Das sagt man doch so, oder? Mit dem Latein. Ich hab' nie Latein in der Schule gehabt, deshalb. Meine Kinder sind viel schlauer als ich. Das müssen sie von ihrem Vater haben. Tja. Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn er uns nicht verlassen hätte. Wer weiß. Aber das ist ein anderes ...

Wo war ich? Ach ja, früher dachte ich noch, das verwächst sich. Dann irgendwann nicht mehr. Da habe ich nur noch auf das große Donnerwetter gewartet. Ich dachte an eine Art Erdbeben, einen Monsun oder so etwas. Einen Meteoriteneinschlag. Und jetzt sehen Sie ja, wo wir stehen.

Wobei ich nicht sagen will, dass das hier ihr Meteoriteneinschlag ist, das nicht! Nur dass sie da mitten reingeraten ist, ist typisch für sie.

Dabei kann ich nicht alles falsch gemacht haben. Sehen Sie, aus meinem Sohn Valentin ist ja was Ordentliches geworden.

An meinem ersten Schultag begrüßte uns

der Direktor feierlich auf dem Pausenhof, wir wurden in Gruppen eingeteilt und von der Lehrerin in unser Klassenzimmer geführt. Während die Eltern ganz hinten im Raum auf den kleinen Stühlen an den viel zu kleinen Tischen Platz nahmen, hieß uns Frau Pommerl, meine Klassenlehrerin, vorn an der Tafel willkommen. Weil ich vom Ansehen ihrer Gestalt allein nicht satt wurde – anders kann ich es aus jetziger Perspektive nicht beschreiben – stellte ich mich ganz dicht neben sie und versuchte, während sie sprach, mit meiner linken Körperseite die sanfte Vibration ihres Körpers wahrzunehmen. Das beruhigte mich irgendwie. Meine Mitschüler und Mitschülerinnen standen im Halbkreis vor uns – die Zuckertüte mit beiden Armen fest umschlungen, lauschten sie aufmerksam den Worten der Lehrerin. Dabei sahen sie mich an wie ihren Feind, weil ich im Team der Lehrerin spielte und nicht in ihrem. Meine Mutter versuchte sich aus der letzten Reihe bemerkbar zu machen. Ganz offensichtlich wollte sie, dass ich mich zu den anderen Kindern gesellte. Und ich spürte den verunsicherten Blick der Lehrerin auf mir. Doch mein Wunsch, dieser Frau nah, ganz nah zu sein, war größer. Warum soll ich nicht hier stehen, wo es mir gut geht, wo ich mich wohlfühle, dachte ich.

Erst, als Frau Pommerl mich sanft an der Schulter von sich wegschob, hin zu meinen Mitschülern in den Halbkreis, spürte ich ein Unbehagen in mir aufsteigen. Es gefiel mir ganz und gar nicht, soweit weg zu stehen. Da ich sie schon nicht berühren durfte, wollte ich ihr wenigstens näherkommen. So nah, wie es eben ging. Meine Zuckertüte fest umklammert, schob ich mich deshalb Stück für Stück in die Mitte des Halbkreises, vor alle anderen Kinder. Das wiederum gefiel meinen Mitschülern nicht. Bestimmt dachten die, wer vorne steht, kriegt die besten Noten. Aber darum ging es mir nicht! Für mich war die Tatsache, dass das meine Klassenlehrerin sein sollte, Grund genug,

mich von ihr angezogen zu fühlen.

Je mehr ich drängelte, desto mehr drängelten sie zurück. Ich wurde wütend, die anderen auch. Die Lehrerin gab sich Mühe, den unruhigen Haufen vor sich zu ignorieren. Immerhin waren die Eltern anwesend. Doch die Klasse wurde immer wilder. Schlussendlich fielen wir übereinander, die bunten Schultüten gingen kaputt oder verloren ihren Inhalt. Es gab ein Riesengeschrei und schuld war – Josy.

Ich. Für den Rest meiner Grundschulzeit.

Dabei war das auch für mich kein zufriedenstellendes Ereignis gewesen. Dass ich meiner Klassenlehrerin nicht auf die Art näherkommen konnte, wie ich wollte, beschäftigte mich lange. Ich dachte oft im Unterricht darüber nach, weshalb es verboten war, sie zu berühren und das lähmte mich beim Lernen.

Ich war ja erst 19 damals,

fast selber noch ein Teenager, als Josys Bruder auf die Welt kam. Das war damals nicht jung, wissen Sie, sondern normal. Bei uns im Osten vor allem. Da ging das Ruckzuck. Wobei das nicht geplant war. Ich hätte gut noch ein paar Jahre ohne Kinder vertragen. Aber über so etwas hat man damals nicht nachgedacht. Da wurde nicht ewig studiert und zu Hause gewohnt und überlegt, was man mit seinem Leben anfangen soll. Schule, Ausbildung, Arbeit – fertig.

Ich war verliebt in Bernd, wir heirateten, auch wenn wir uns kaum kannten, und dann war ich auch schon schwanger. Das war dann so. Und drei Jahre später passierte uns dasselbe nochmal. Aber ich will mich nicht beschweren, wirklich nicht. Ich habe eine Familie. Das ist auch schön. Meine März-Kinder. Beide vom Sternzeichen Fisch.

Kennen Sie sich mit Sternzeichen aus? Manchmal denke ich, ja, sie sind in der Tat glitschig. So als würde man sie nicht zu fassen kriegen. Ich habe mich eine Zeit lang mit der Bedeutung von Sternzeichen beschäftigt und ein Buch gekauft. Da stand, und das habe ich mir gemerkt, also im Horoskop der Fische-Frau: „Sie braucht die fortwährende Bestätigung, geliebt zu werden.“ Und das stimmt auch. Die braucht sie. Die habe ich ihr mein ganzes Leben lang versucht, zu geben. Aber irgendwann hat meine Liebe wohl nicht mehr ausgereicht. Was nicht heißen soll, dass sie sich die jetzt irgendwie anders holt oder Leute gezwungen hat, nein, das nicht. Josy ist wirklich der feinfühligste und harmloseste Mensch, den ich kenne. Die kann keiner Fliege was zuleide tun.

Warum schauen Sie denn jetzt so? Glauben Sie wirklich, dass meine Tochter ... oder was?

Jedenfalls, mein Sohn Valentin ist da ganz anders. Er ist sehr selbstsicher. Er weiß, was er erreichen will und lässt sich nicht von seinem Weg abbringen. Wirklich von nichts und niemandem. Er ist ...

Aber um ihn geht es hier wohl nicht. Verstehe.

Wie bitte? Ihr Vater? Bernd hat uns verlassen, da war Josy drei. Und ich muss ehrlich sagen, das war für meine Kinder schmerzhafter als für mich. Ich bin keine Frau von Traurigkeit, müssen Sie wissen. Ich bin nicht gern allein. Deshalb bin ich auch nicht lange ohne Partner geblieben. „Single“, wie man heute sagt. Nach ihrem Vater kam ein neuer Mann und als es mit dem auch nicht klappte, zog ein anderer bei uns ein. Ich machte immer sehr schnell Nägel mit Köpfen und wenn mir einer gefiel, durfte er bleiben. Aber genauso schnell musste er auch wieder verschwinden, wenn er sich nicht benahm. Die Männer kamen und gingen ...

Was die beruflich ...? Ach, das war ganz unterschiedlich. Mal trugen sie Anzug und Aktentasche, fuhren morgens ins Büro, mal Cordhose und einen Werkzeugkoffer, um auf dem Bau zu arbeiten, oder Jogginghose und eine Bierdose fürs Sofa. Ich bin nicht besonders anspruchsvoll, wissen Sie, das ist vielleicht eine schlechte Eigenschaft von mir.

Valentin interessierte das irgendwann nicht mehr, er machte sein eigenes Ding. Josy jedoch hing an jedem einzelnen – in jedem suchte sie das Gute. Und sie fand es auch. Auch in denen, die den ganzen Tag unrasiert auf dem Sofa saßen und nach Bier und Zigarette stanken. Sie wickelte sie um ihren Finger, damit sie sie liebten, wie ihre eigene Tochter. Aber ich konnte irgendwann nicht mehr sehen, warum ich den einen oder anderen überhaupt in meine Wohnung gelassen hatte. Wenn ich sie dann auf die Straße setzte, weinte Josy tagelang. Und dann schrieb sie ihnen Briefe. Sie flehte sie an, zurückzukommen. Da habe ich mich schon sehr, sehr schlecht gefühlt. Ich meine, im Grunde war ich es ja, die ihr das Herz brach.

Ach so, und wenn doch einer von ihnen zurückkam, dann nur, um ein paar Sachen abzuholen oder um mich anzubetteln, es noch einmal mit ihm zu versuchen. Aber Josys Wunsch war

nicht meiner, verstehen Sie? Ich sah keine Zukunft in keinem von ihnen. Sie waren im Grunde nur ein Zeitvertreib. Und ja, es war grässlich, die eigene Tochter so unglücklich zu sehen. Manchmal frage ich mich, ob sie mich deswegen nicht hassen müsste.

Stellen Sie sich das doch mal vor. Jemand bietet Ihnen etwas Süßes an: „Hier hast du einen Bonbon!“ Und gerade, als Sie den Bonbon ausgepackt haben und ihn sich in den Mund schieben wollen, nimmt man Ihnen diesen Bonbon wieder weg: „Aber nicht lutschen!“

Ich schaue meiner Tochter in die Augen und suche darin die Wut auf mich, auf das Leben. Aber da ist keine. Erstaunlich nicht?

Wahrscheinlich hat sie es anders rausgelassen. In der Krippe, kurz nachdem ihr Vater sie verlassen hatte, und im Kindergarten war sie zum Beispiel anders als alle anderen Kinder. Das behaupteten zumindest ihre Erzieherinnen. Meine Hoffnung war natürlich immer, dass die anderen übertreiben. „Meine Tochter ist immer so ein Sonnenschein, so fröhlich, sieht in allem das Positive.“ Die konnte gar nicht böse, nicht übergriffig sein. „Nein, zu Hause hat keine Veränderung stattgefunden“, log ich bei Elterngesprächen. „Ich kann mir Josys Verhalten beim besten Willen nicht erklären.“

Was passierte?

Offenbar steckte sie sich die Finger ihrer Spielkameraden in den Mund oder ihre eigenen in ... also, fremde Körperöffnungen – so wurde es mir zumindest erzählt. Ich war ja nicht dabei. Aber ich wusste, dass sie alles anfassen wollte. Ich kenn' doch mein Kind! Wenn man sie nicht ließ, spuckte und schrie sie. Sie fiel überall auf und hatte keinen Respekt vor Erwachsenen. Und spätestens als sie in die Schule kam, wurde auch mir klar: Josy ist anders.

„Das ist normal in dem Alter“, sagte ich mir anfangs. „Das erwächst sich“, erwiderte ich Lehrern, die wollten, dass ich mit ihr zu einer Beratung ging, und: „Sie lernt das noch, dass ‚Nein‘

auch wirklich ‚Nein‘ heißt.“ Doch sie lernte es irgendwie nicht. Und ich sprach nicht über das, was zu Hause vor sich ging. Ich bildete mir ein, ich würde Josy dadurch schützen. In Wirklichkeit hatte ich wohl Angst, dass mich irgendwer verurteilt. Das machen Sie ja auch.

Ach hören Sie doch auf!

Ich war zehn oder elf, als ich im Sportunterricht

in die Choreographie einer Schulkameradin lief, die sie mit einem wehenden Band als Kür vorführte. Sie sollte eine Note dafür bekommen, stattdessen brach sie sich den Knöchel, nachdem sie sich, als ich dazwischen gegrätscht war, in dem flatternden Band verheddert hatte. Ich wurde ins Sekretariat gebracht und hörte mit an, wie meine Mutter informiert wurde. Dann wartete ich eine halbe Ewigkeit im Lehrerzimmer darauf, dass ich alleine nach Hause fahren durfte.

Valentin stand an der Haltestelle wie ein Zinnsoldat. Sein Gesicht war versteinert, er verzog keine Miene. Er bewegte sich auch nicht, als ich aus der Straßenbahn stieg und auf ihn zulief. Ich setzte mich auf die Bank in dem Glashäuschen.

Wir machten das öfter so, dass wir nicht gleich nach Hause gingen, eine Weile schweigend nebeneinandersaßen, wenn in der Schule irgendetwas vorgefallen war. Wenn nicht, redeten wir über Gott und die Welt. Ich konnte mit Valentin über alles reden. Ich war für ihn wie ein offenes Buch und andersherum. Manchmal stelle ich mir vor, wie es wäre, wenn ihm etwas Schreckliches zustoßen würde. Und ich frage mich, was schlimmer für mich wäre, wenn Mama oder er plötzlich sterben würden.

Valentin ließ sich neben mir nieder. Er seufzte. Das tat er gern, wenn er nicht wusste, was er sagen sollte. Ich machte mich auf eine Predigt gefasst: „Warum musstest du den Glitzerbody von Becks ausgerechnet in dem Moment berühren, als sie Radschlagen machte? Erklär mir das mal, ich verstehe es nämlich nicht!“

Doch eine Predigt kam nicht. Stattdessen holte er eine Zigarette aus seiner Jackentasche und zündete sie sich an. Es war nur eine kurze Phase damals, in der Valentin versuchte, so cool wie die anderen Jungs in seiner Klasse zu sein. Er gab es schnell wieder auf. Stattdessen wurden die Jungs aus der Physik-AG seine Freunde. Alles Nerds. Bei denen musste er nicht cool sein.

Er paffte und schwieg. Ich ließ meine Füße kurz über dem Boden vor- und zurückbaumeln und dachte daran, wie sich die kleinen weißen Strasssteinchen angefühlt hatten. Im Grunde war es Becks eigene Schuld, dass das passiert war – wenn sie so viel Glitzer trug. Ist doch klar, dass man das anfassen will. Alles, was mich in diesem Moment kümmerte, war, dass Valentin nicht wütend auf mich sein sollte. Ich sah ihn von der Seite an und er pustete mir den Rauch ins Gesicht. Ich spürte, wie ich husten musste, doch ich versuchte, es zu unterdrücken. Ich wollte stark sein.

Irgendwann nahm er mein Kinn in seine Hand und drehte meinen Kopf nach rechts und links, um mein Gesicht von allen Seiten betrachten zu können. Er sagte nichts davon, dass ich mit dem Scheiß aufhören solle, dass ich mich mal zusammenehmen müsse, dass das doch keine Art sei, wie er es sonst immer tat, sondern: „Ich mach’ mir Sorgen um dich, weißt du?“

Ich schüttelte den Kopf. Nein, das wusste ich nicht. Das hatte ich auch noch nie von ihm gehört. Wieso sollte er sich Sorgen um mich machen?

Er seufzte erneut, drückte seine Zigarette an der eisernen Bank aus und wandte sich mir zu. „Weil das gefährlich ist, was du tust. Verstehst du das denn nicht?“

Ich sah ihn an und dachte an Karamelleis. Das weiß ich noch genau. Ich dachte, wenn ich jetzt Karamelleis hätte und es Valentin schenken würde, könnten wir sicher über etwas anderes reden. Er würde sich freuen und dankbar sein und sich keine Sorgen mehr machen.

„Stell dir mal vor, andere würden das mit dir tun.“ Er legte den Kopf schief, sah mich fragend an. Wie eine Krähe. Die legen den Kopf auch gerne schief und starren dich an. Er weiß, dass ich mit meinen Gedanken woanders bin, dachte ich. Er kennt mich zu gut. „Stell dir vor, andere würden dich einfach berühren, ohne zu fragen. Wie würdest du das finden?“

Ich zuckte mit den Schultern. Die Frage hatte er mir einfach zu oft gestellt.

„Das reicht nicht, Josy. Ein Schulterzucken reicht einfach nicht!“

Und ich dachte, wow! Wenn ich nicht wüsste, dass er erst 14 ist, würde ich ihn für einen Erwachsenen halten. Einen echten Erwachsenen, der weiß, was er sagt.

Da er mich beeindruckte und ich ihn gern beruhigen wollte, versprach ich ihm an diesem Nachmittag etwas, das ich nicht sofort hielt, später jedoch regelmäßig in die Tat umsetzte. Ich versprach ihm, die Menschen vorher zu fragen, ob sie von mir berührt werden wollen. Und das nicht nur, um Unfälle zu vermeiden.

Also fuhr ich mit Josy jeden Tag

zur Schule und holte sie auch wieder ab. Einfach, weil es sicherer war. Weil ich ja nicht wissen konnte, was heute passieren würde.

Sehen Sie mich nicht so an. Ich hab' nicht wirklich gedacht, dass etwas Schlimmes passieren würde. War ja bis dahin auch nicht. Ich wollte sie halt im Auge haben. Das ist alles.

Also drückte ich ihr einen Kuss auf die Stirn, bevor sie aus der Straßenbahn stieg und winkte, bis sie nicht mehr zu sehen war. Wenn ich das Auto von meinem aktuellen Freund leihen konnte, nahm ich das. Kam aber selten vor. Und wenn ich ihr nachsah, wie sie fröhlich zur Schule ging, erst mit ihrem rosa Ranzen, später dann mit der Ledertasche, da fragte ich mich ...

Aber das gehört nicht hierher. Nein, nein, vergessen Sie es. Ich wollte einfach in ihrer Nähe sein, solange ich es konnte.

Was? Ach so. Na manchmal, wenn ich ihr so nachsah, fragte ich mich: Beschütze ich meine Tochter vor den anderen oder die anderen vor ihr? Aber im Kleinen, verstehen Sie? Ich rede hier von Kavaliersdelikten, Kindereien, mal über die Stränge schlagen, sowas.

Meine Grundschulzeit war insgesamt ziemlich einsam.

Keine Ahnung, wie ich die ohne Valentin überstanden hätte. Bis zur dritten Klasse war ich „die mit dem Tick“. Meine Mitschüler machten einen Bogen um mich und ich suchte nach Möglichkeiten, um mich abzulenken. In den Pausen saß ich auf den weißen Treppen im Schulgebäude und spürte der Oberfläche des Betons nach – Stufe für Stufe versuchte ich, mir die winzigen Fehler im Material zu merken. Manchmal strich ich mit dem ausgestreckten Arm die Wände entlang, bis ich alle Oberflächen kannte – die glatten, körnigen, rauen und die Stellen, an denen die Übergänge der einzelnen Tapetenbahnen spürbar waren. Im Frühling griff ich ins Gras und riss ganze Büschel heraus, betrachtete und befühlte die Erde an den Wurzeln.

Dinge zu berühren, beruhigte mich, das hatte ich mittlerweile verstanden. Und an heißen Tagen achtete meine Mutter darauf, dass ich nicht zu leicht bekleidet in den Unterricht kam, denn ich liebte es, nackt zu sein. Meine Haut in Kontakt mit allen Elementen: Luft, Wasser, Erde, Feuer. Eigentlich gab es nichts Schöneres.

Was mir die ersten Jahre allerdings am meisten half, war die Tatsache, dass mein Bruder irgendwo zeitgleich mit mir im Schulgebäude saß – zumindest, bis er in der Siebten aufs Gymnasium wechselte. Denn natürlich wurde ich für das Anfassen der Stufen und Wände komisch angeguckt. Bei jedem Lachen, bei jedem Schimpfwort versuchte ich, wegzuhören. Und auch wenn es mir half, zu wissen, dass er da war, ließ ich Valentin während der Schulzeit in Ruhe, damit mein Ruf nicht auf ihn abfärben konnte.

Es fiel mir schwer, mich auf den Unterricht zu konzentrieren, weil mir ständig irgendetwas auffiel, das interessanter war. Ich konnte mich zum Beispiel gut eine viertel Stunde lang fragen, was mit dem Ranzen einer Mitschülerin passiert war, der gestern noch keinen blauen Farbleck hatte. Oder mit der Tafel,

auf der die Kreide schlecht zu sehen war, weil die offensichtlich irgendwer nicht richtig gewischt hatte. Oder mit dem Arm von unserem Klassenclown, der von einem Tag auf den anderen eingegipst war. Ich musste mich dazu zwingen, nicht aufzustehen und den Fleck, die Tafel oder den Gipsarm genauer zu untersuchen und mich stattdessen wieder auf den Unterricht zu konzentrieren.

Manchmal gelang es mir nicht: Mitten im Unterricht stand ich am Fenster, mein linker Zeigefinger berührte einen Rest Klebestreifen auf dem Glas, und alle starrten mich an. Dann wurde gelacht. Ich war in den ersten Jahren nicht besonders gut in der Schule.

Wenn Lehrer versuchten, mit mir darüber zu sprechen, was genau mich ablenkte, standen sie zwei Meter von mir entfernt, als könnte ich ihnen etwas tun. Und sie sahen mich an, als stünde die Antwort irgendwo in meinen Augen oder eine Gebrauchsanleitung auf meiner Stirn.

Eine Anleitung für Josys.

Die waren neugierig, doch sie fragten nicht. Niemand fragte. Auch meine Mitschüler nicht. Bis Anna kam, die mich eines Tages in der Kaufhalle aufgabelte.

Leider hatte ich nicht immer Zeit,

Josy abzuholen. Nachdem die Mauer gefallen war, musste ich mich beruflich neu orientieren. Ich bin gelernte Schneiderin, wissen Sie. Die braucht heute keiner mehr. Der Job, den ich gerade habe, ist gut. Ich versuche ihn zu behalten. Aber bis dahin – die letzten Jahrzehnte muss man ja jetzt schon sagen – da machte ich wirklich alles. Vom Kloputzen bis zu Ärsche-abwischen. Entschuldigung, ich meine Altenpflege.

Eines meiner Grundprinzipien war immer: Mach dich nicht finanziell abhängig von keinem deiner Kerle. Meinen Kindern zuliebe, verstehen Sie? Ich musste meine Kinder allein durchbringen können, sollten sie mal nicht mehr da sein. Das war mir immer wichtig. Und ich wollte meinen Kindern ein gutes Leben ermöglichen. Ich musste Geld verdienen, muss ich immer noch!

Wenn ich keine Zeit hatte, Josy von der Schule zu holen, schickte ich Valentin. Immer Valentin, nie Josys Stiefväter. Ich wollte nicht, dass die Beziehung noch enger wird – also die zwischen meiner Tochter und einem dieser Männer. Ja, ich wusste ja nie, wie lange es diesmal halten würde, verstehen Sie? Also schickte ich immer ihren großen Bruder.

„Vergiss nicht, deine Schwester von der Straßenbahn abzuholen“, sagte ich zu ihm am Morgen. Und wenn es sein Stundenplan zuließ, holte er sie in der Pause oder Josy blieb ausnahmsweise in der Nachmittagsbetreuung. Valentin vergaß es nicht, natürlich nicht, auf Valentin konnte man sich verlassen. Er holte sie von der Schule ab oder wartete brav an der Haltestelle darauf, dass sie ausstieg.

Wenn etwas passiert war, hatte die Schule schon angerufen und ich musste Valentin bitten, dass er sie abholt und gleichzeitig zurückpfeifen. Er wollte immer wie ein Richter auftreten. Aber das war ja gar nicht seine Aufgabe, wissen Sie. Doch er wollte ihr eine Standpauke halten, glaube ich. Er begriff

damals genauso wenig wie ich, warum sich an ihrem Verhalten einfach nichts änderte. Wo das überhaupt herkam, dieser Tick, alles und jeden immer einfach so anzufassen.